

Kriegsbegeisterung

Die Einheit von Kaiser, Kirche und Kultur im Ersten Weltkrieg

Vortrag von Prof. Dr. Gotthard Jasper, Direktor des Institutes für Politische Wissenschaften, Rektor der Friedrich-Alexander-Universität Erlangen-Nürnberg a.D.

03.06. 2014

Die offenkundige Kriegsbegeisterung im August 1914 zu Beginn des Ersten Weltkrieges ist ein Faktum, das aus der Perspektive der späteren Zeiten immer wieder Überraschung und Beunruhigung auslöst. Warum verharmloste man den Krieg und betrachtete ihn als Chance? Veränderte sich dieser offenkundige Kriegswille und diese Kriegsbegeisterung im Laufe des Krieges? Oder gibt es eine Kontinuität zwischen dem Kriegswillen von 1914 bis zu der Entfesselung des Zweiten Weltkrieges 1939, deren 75. Wiederkehr wir ja im September dieses Jahres zu gedenken haben. In der Terminologie der Geschichtsbücher hat sich zwar eingebürgert, vom Ausbruch des Ersten Weltkrieges zu reden, was gleichsam eine passive Hinnahme, keine geplante Aktivität suggerieren soll. Demgegenüber spricht man von der "Entfesselung" des Zweiten Weltkrieges, der – was der Begriff „Entfesselung“ ausdrückt – geplant losgetreten wurde. Diese begriffliche Differenz soll zugleich die These einer zwanghaften Kontinuität zwischen 1914 und 1939 in Frage stellen.

Wollen wir die Bedeutung des "Kriegsausbruchs" 1914 richtig einschätzen, dürfen wir nicht nur die Wochen der ersten Kriegsmonate betrachten, sondern müssen wir die Folgegeschichte, die vierjährige Kriegsdauer mit den Riesenverlusten an den Fronten und den massiven Hungersnöten in der Heimat, sowie die Niederlage und Revolution mitbedenken, weil dadurch unser Bild vom Kriegsausbruch entscheidend geprägt wurde. Das gilt noch mehr, wenn man den Versailler Friedensvertrag in die Betrachtung miteinbezieht. Die hier vertraglich fixierte Feststellung der Schuld (bald sagte man Alleinschuld) Deutschlands am Ersten Weltkrieg begründete für die

Alliierten unter Federführung Frankreichs die Entmilitarisierung Deutschlands – die Beschränkung auf ein 100 000 Mann Heer mit Rüstungsbegrenzung – keine Panzer- und Luftwaffe. Hinzu kam das Truppenverbot im Rheinland, um vor der französischen Westgrenze eine entmilitarisierte Zone zu schaffen. Die Deutschland auferlegten immensen Reparationszahlungen zur Begleichung der Kriegsschuld wurden als Baustein der wirtschaftlichen Destabilisierung erlebt und interpretiert. Das galt besonders in der verschärften Wirtschaftskrise unter Reichskanzler Brüning mit der gewaltigen Arbeitslosigkeit. Brüning benutzte die Reparationszahlungszwänge, um in der Krisensituation einen Druck auf die Alliierten auszuüben, die Reparationszahlungen zu beenden. Tatsächlich gelang ihm zunächst ein Moratorium und dann sehr rasch die Diskussion um letzte Zahlungen. Von diesen Erfolgen profitierte Hitler, da er frei von Reparationszahlungspflichten ein Konjunkturprogramm umsetzen konnte. Die Revision des Versailler Vertrages war Hitlers proklamiertes außenpolitisches Ziel. Er vollzog relativ bald die Wiedereinführung der allgemeinen Wehrpflicht, also, wie man damals sagte, die Wiederherstellung der Gleichheit mit den anderen Nationalstaaten. Hitler gelang auch ohne Komplikationen die Besetzung des Rheinlandes, und er hatte 1938 noch die gewaltlose Wiedereingliederung Österreichs und die Abspaltung der Sudetenländer von der Tschechei erfolgreich durchgesetzt, wobei diese Erfolge auch darauf beruhten, dass insbesondere bei den Engländern die Einsicht gewachsen war, dass die Bestimmungen des Versailler Vertrages zu rigide gewesen seien. Man sprach damals vom Meaculpismus der Engländer, der sie zu einer größeren Nachgiebigkeit gegenüber Hitler veranlasste. Selbst der Polen- und Frankreichfeldzug galt vielfach noch als Revision des Versailler Vertrages und damit im Grunde als Teil einer gleichsam berechtigten Vertragskorrektur, aber binnen kurzem wurde dann klar, dass hier die Weltherrschaftsansprüche des Nationalsozialismus mit einer falschen Tarnkappe versehen worden waren.

Die ersten Historiker der Nachkriegszeit nach 1945 hielten an der begrifflichen Unterscheidung zwischen dem Ausbruch des Ersten Weltkrieges und der Entfesselung des Zweiten Weltkrieges fest. Jedoch formulierte Ende der 60er Jahre dagegen der Historiker Fritz Fischer seine Kontinuitätsthese. Er überschrieb sein wichtiges Buch über den Ersten Weltkrieg mit dem programmatischen Titel "Der Griff nach der Weltmacht". Mit diesem Titel drückte er zugleich seine zentrale These aus: Deutschland habe das Ziel gehabt, eine europäische

Hegemonialstellung zu erkämpfen. Fischer rückte damit den Ersten Weltkrieg in eine Kontinuität, eine Einheit mit dem Zweiten Weltkrieg, und begründete sie im deutschen Sonderweg in der Geschichte. Diese These blieb natürlich nicht unwidersprochen. In jüngster Zeit hat insbesondere Herfried Münkler in seinem umfangreichen Buch von 2013 "Der große Krieg. Die Welt 1914 – 1918" eine Gegenthese formuliert. Er bemüht sich programmatisch, 1914 als komplexes, für sich stehendes Ereignis darzustellen und eben nicht als Teil einer Erzählung über die deutsche Hybris zu begreifen.

In ähnliche Richtung zielt der australische Historiker Timothy Clark, der seinem Buch über den Ausbruch des Ersten Weltkrieges den nicht weniger programmatischen Titel "Die Schlafwandler" gab. Diese seien zwar wachsam, aber blind gewesen. Deutschlands Schuld wird bei Clark reduziert und nivelliert. Er sieht z. B. Serbien in ebenso großer Verantwortung. Natürlich blieben die Thesen von Clark nicht unwidersprochen. In der „ZEIT“ (vom 12. 9. 2013, S. 12) formulierte z. B. Volker Ullrich eine harsche Kritik an Clark und in der Nummer vom 22. Mai 2014 erschien dort ein Grundsatzartikel von John C. G. Röhl mit der These, Deutschland habe den Weltkrieg willentlich herbeigeführt.

Ich belasse es bei diesem kurzen Blick auf die Nach- und Rezeptionsgeschichte des Ersten Weltkrieges. Er soll uns sensibel machen für die vielfältigen Dimensionen der Gefühlslage in der deutschen Bevölkerung im Juli/August 1914 und später im Kriege ab 1915, als dieser zum verlustreichen Massensterben in den Schützengräben der festgefahrenen Fronten und zur Hungersnot in der Heimatbevölkerung geführt hatte.

Die Stimmung 1914 wird vielfach als Hurrapatriotismus gekennzeichnet, dem dann das Weltmachtstreben als gängige Interpretation untergeschoben wird. Allerdings müssen auch Elemente der Sicherung der gleichberechtigten und gleichstarken Position mit den übrigen europäischen Großmächten England und Frankreich als Ziele der deutschen Politik berücksichtigt werden, zumal England und Frankreich inzwischen Kolonialmächte geworden waren, was Deutschland nur mühsam und in geringerem Maße gelungen war. Die russisch-französische Militärallianz wurde als Gefahr erlebt, weil man davon ausging, dass spätestens in zwei Jahren, also 1916, der russische Eisenbahnbau so weit fortgeschritten wäre, dass dann die russische Armee unbegrenzt einsetzbar und gefährlich würde. Insofern enthielt die Kriegspolitik

der Reichsregierung 1914 auch etliche Elemente eines Präventionskrieges im klassischen Sinne, im Grunde ein als Verteidigungskrieg gedachter Erstschlag, weil man sich 1914 noch stark genug fühlte, für 1916 jedoch erhebliche Befürchtungen hatte.

Als dann der Krieg durch die Kriegserklärung der Habsburger Monarchie an Serbien ausbrach, erschien Deutschland als der vertragstreue Partner, der mit besonders gutem Gewissen, weil er eigentlich keine eigenen Interessen verfolgte, in den Kampf zog. So war wenigstens das Gefühl der Bevölkerung. Die Kriegsbegeisterung wird aus dieser Perspektive in gewisser Weise erklärbar. Zugleich steckte in dieser Kriegsbegeisterung die feste Erwartung, dass spätestens bis Weihnachten der Krieg zu Ende sei und der Frieden wiederhergestellt werden könnte. Man dachte dabei in den Kategorien der letzten Kriege, des deutsch-österreichischen Krieges von 1866 und des deutsch-französischen Krieges von 1870/71. In der Erinnerung waren diese Bewegungskriege noch lebendig. Sie waren zeitlich begrenzt und forderten auch begrenzte Verluste. Im Grunde war mit der Schlacht von Sedan der Krieg entschieden. Der Krieg, so war dann die konsequente Vorstellung, sei ein Instrument der Politik, von dieser beherrscht und begrenzt, und er sei produktiv für die Nationalbildung. Diese "Kriegserfahrung" übertrug man auf die Situation von 1914, ohne die modernen Waffen – Maschinengewehre und Panzer – zu bedenken. Dazu fehlten die Erfahrungen und darum glaubte man an einen kurzen Krieg.

Für die Mehrdimensionalität der Kriegsbegeisterung fand ich ein eindrucksvolles Dokument im Nachlass meiner Mutter. In einem kleinen Oktavheft schrieb sie als 17jährige in den ersten Kriegstagen eine Art Tagebuch für ihre damals in Ruanda lebenden Eltern. Ihr Vater, von Beruf Pfarrer, arbeitete dort als Missionar der Bethel-Mission. Die Tagebuchnotizen von Ende Juli 1914 geben eindrucksvoll die herrschende Stimmung wieder. Zunächst habe noch große Friedenshoffnung existiert. Zugleich habe man aber heftig einkaufen müssen, weil nicht mehr alles lieferbar war. Dann folgt ein Bericht von dem Ernst eines Gottesdienstes aus Anlass des Abschieds der Einberufenen. Als ihr ein Jahr älterer Bruder eingezogen wird, stellt sie sich dem "Vaterländischen Frauenverein" zur Verfügung. "Ich freue mich sehr, auch an meinem Teil dem Vaterland zu helfen." Sie bekommt dann eine Ausbildung als Hilfskrankenpflegerin. "Für welche Arbeit es auch immer" sei, „natürlich für das Vaterland". Für die allgemeine Stimmung charakteristisch ist ihr Eintrag am 7. August: "Gestern Abend waren Minna und ich am

Langenhagen, wo sich jetzt jeden Tag eine tausendköpfige Menge versammelt, um den vorbeifahrenden Zügen zu winken. Herr Pastor Kuhlo findet sich jeden Abend dort ein u. so wie ein Zug kommt, blasen die Bläser ein vaterländisches Lied, wer singen kann, singt mit u. es herrscht eine namenlose Begeisterung. Es ist ein eigenartiges Gefühl, wenn die gefüllten Züge voll von frischen, jungen Leuten an einem vorbeifahren u. man daran denkt, daß diese, die so froh und frisch hinausfahren an die Grenze, dem Tod geweiht sind."

Der Hurratriotismus ist also durchaus doppelbödig oder weiß um die Notwendigkeit der Opfer. Doch noch hofft man, dass der Krieg nur Monate dauern werde, spätestens zu Weihnachten zu Ende sei.

Als ab 1915 der Stellungskrieg mit seinen gigantischen, grausamen Verlusten voll entbrannt war, stellt sich die Sinnfrage des Krieges neu und intensiver, zumal es eigentlich keine plausiblen Ziele mehr gibt. Die Theologisierung des Krieges ist eine Folge. Besonders das Luthertum und die lutherische Theologie identifizieren sich mit dem Schicksal des deutschen Volkes, denn der deutsche Protestantismus hatte sich im 19. und frühen 20. Jahrhundert in besonderer Weise mit der deutschen Nationalbewegung identifiziert. Die Reformationsfeste wurden vielfach in diesem Sinne politisch begangen. Hierher gehört das Wartburgfest von 1817, als sich – eingeladen von der Jenaer Burschenschaft – Studenten aus elf deutschen Universitäten zum Gedächtnis der 300-Jahr-Feier der Reformation und der Völkerschlacht bei Leipzig versammelten und damit Luther und die Reformation für ihren politischen Kampf gegen die Reaktion und den französischen Erbfeind sowie für die deutsche Nationalbewegung vereinnahmten. 1917, mitten im Ersten Weltkrieg, geschah solche Identifikation anlässlich der 400-Jahr-Feier noch viel massiver. In Erlangen konnte man am Reformationstag 1917 eine feurig-nationalistische Festrede hören, in der Luthers Kampf um die wahre Religion gegen eine Welt von Teufeln mit dem damals aktuellen Krieg des deutschen Volkes gegen "Menschen, welche Habsucht, Neid und Bosheit zu Teufeln gemacht hat", verglichen wird. Der Kampf zwischen zwei Weltanschauungen wird als Kampf "zwischen der römischen und der germanischen, zwischen Romanismus und Germanismus – dort die Herrschaft über die Gewissen, hier die Freiheit des Gewissens, dort die Äußerlichkeit hier die Innerlichkeit" charakterisiert. Und dann folgt die Gleichsetzung. Auch heute stünden sich wieder zwei Weltanschauungen gegenüber, "die unserer Feinde: Gewalt geht

vor Recht, und die unsere: Recht muß doch Recht bleiben." So wie Luther fest wie ein Fels gestanden und fortgekämpft habe und mit deutscher Gewissensgebundenheit seine Position nicht widerrief, hätten auch die Deutschen jetzt "ein entschiedenes Nein gesprochen gegenüber den anmaßenden Forderungen unserer verblendeten wahnwitzigen Feinde". Mit solchen Wahnwitzigen "könne es keinen Verständigungsfrieden geben".

So weit dieses Dokument. Hier wurde in einer für den heutigen Hörer erschreckenden Weise die geistliche Auseinandersetzung der lutherischen Reformation mit dem Hegemonialkrieg der europäischen Großmächte und der innenpolitischen Diskussion jenes Jahres um einen Verständigungsfrieden gleichgesetzt und dadurch in gefährlicher Weise religiös überhöht.

Man könnte aus jenem Jahr noch viele ähnliche Beispiele für diese Identifizierung der evangelischen Kirche mit dem nationalen Machtstaat beisteuern. Ich beschränke mich auf das Folgende: Für die Dortmunder Reinoldikirche hatte man 1917 als Ersatz für die eingeschmolzenen Bronzeglocken Stahlglocken gegossen. Die erste Glocke wurde Luther geweiht und trug die Inschrift: "Ein feste Burg ist unser Gott". Die zweite Glocke hieß Hindenburg-Glocke mit der ebenfalls dem Lutherlied entnommenen Zeileninschrift: "Es streit für uns der rechte Mann". Die dritte Glocke schließlich wurde als Kaiserglocke bezeichnet. Sie trug die Aufschrift: "Das Reich muß uns doch bleiben". Die Glockennamen sollten, so hielten es die damals Verantwortlichen fest, die Erinnerung wach halten an das 400jährige Reformationsjubiläum jenes Jahres und an den Siegeswillen des deutschen Volkes im gegenwärtigen Krieg.

Wer den Kontext der lutherischen Verse bedenkt, der muss über die kurzschlüssige Profanisierung und Nationalisierung bestürzt sein. Dort wo Luther an Christus denkt, wird Hindenburg genannt und mit dem himmlischen Reich das Reich der Deutschen verwechselt. Wer die Nation religiös so verklärte, den mussten militärische Niederlage und Revolution ein Jahr später doppelt treffen. Wer – bar jeder nationalen Selbstkritik – den Krieg so hoch stilisiert hatte, dem fiel es schwer, sich mit dessen niederschmetternden Ergebnissen abzufinden. Die evangelische Kirche wurde darum zum Hauptverlierer des Ersten Weltkriegs. Dolchstoßlegende sowie Verratsvorwürfe an die „vaterlandslosen Gesellen“ der Revolution und eine große Erregung über die im Empfinden der Zeitgenossen zu harten Bedingungen des Versailler Friedensvertrages

verhinderten auch und gerade im Raum der evangelischen Kirche eine nüchterne Analyse der Ursachen des verlorenen Krieges und seiner Folgen. Die von den Nationalsozialisten proklamierte "nationale Erneuerung und nationale Erhebung" ließ darum gerade in der Kirche der Reformation viele nationale Hoffnungen wach werden. Geschickt nutzten die Nazis diese Stimmung, indem sie z. B. besondere Schulfeiern zum Reformationstag 1933 und zu Luthers 450. Geburtstag im November 1933 anordneten und die Anweisung gaben, für diese Feiern in aktualisierender Interpretation das Lied "Wach auf, wach auf, du deutsches Land, du hast genug geschlafen" einzuüben. Der politische Missbrauch der Reformationschoräle setzte sich fort.

Das spezifisch lutherische Nationalbewusstsein und Volkstumsdenken trübte gerade in unserem betont reichstreu und vaterländisch gesinnten fränkischen Protestantismus und in der Erlanger Theologie den Blick für die großen, tödlichen Gefahren, die für Volk, Staat und Religion mit der Machtergreifung des Nationalsozialismus verbunden waren. Die Tendenz zur religiösen Verklärung von Volk und Nation, die wir im Ersten Weltkrieg erkannten, bestand fort und wurde fixiert in der theologischen Lehre, Volk und Nation müssten als Teile der Schöpfungsordnung Gottes, also als vorgegebene, von Gott gesetzte, überindividuelle Ordnungseinheiten aufgefasst werden, in denen sich Gottes Wille offenbare. Der Einzelne ist in diese Ordnung gebunden, hat ihr zu dienen, sie ist vorgegeben. Hier lebte die idealistische Formulierung des Historikers Leopold von Ranke, dass die Nationen Gedanken Gottes seien, in konkreterer Gestalt fort. Das Volk wurde als organisch gewachsene und ständisch gegliederte Einheit aufgefasst und zugleich auch biologisch als Bluts- und Abstammungs-gemeinschaft definiert, wobei man den damals sehr modernen wissenschaftlichen Trend einer noch unausgegorenen Rasseforschung aufgriff.

Die Kirche als Volkskirche hatte einen besonderen Dienst am deutschen Volk zu leisten, den Deutschen ihr Deutschtum heilig zu machen und zugleich die christlichen Fundamente der Volkskultur zu erneuern. In diesem Sinne hob man besonders den deutschen Charakter Luthers hervor und bestimmte das deutsche Wesen als von besonderer religiöser Innerlichkeit und kompromissloser Gewissensgebundenheit geprägt, während im angelsächsischen Raum der Kompromiss und bei Romanen und Sklaven der Kultus das kennzeichnende Merkmal sei. Als Erziehungsziel gelte, so formulierte der spätere Bischof Otto Dibelius 1926, der christliche Mensch deutscher Art. Zwar sei Volkstum nicht das absolut Höchste, aber es sei etwas von Gott

Gewolltes und von der Kirche Bejahtes. Das Vaterland sei Gabe und Aufgabe von Gott. Die Kirche habe die sittlichen Fundamente des Staates zu sichern, ihm opferbereite Bürger und Soldaten zuzuführen und als Kraft der sozialen und nationalen Versöhnung zu wirken.

Die Theologie, die im vorwiegend ethnisch definierten Volk eine Schöpfungsordnung Gottes sah, bestimmte als Aufgabe des Staates nicht nur für Ruhe und Ordnung zu sorgen, die Guten zu schützen, die Bösen zu strafen, wie Luther es formuliert hatte, sondern verpflichtete den Staat, der Nation ihre Freiheit und ihre Kraft zu ermöglichen und zu sichern. Damit ging man bewusst über Luther hinaus, da bei diesem "das Volk als verpflichtende Ordnung" keine Rolle gespielt habe. Das Volkstum wird jetzt zur Norm des Staates, der alle seine Machtmittel "unbedingt einzusetzen" habe, "um das Leben des Volkes zu sichern, zur Blüte zu führen und vor dem Verfall zu bewahren."

Der Erlanger Theologe Paul Althaus, den ich hier zitiert habe, kann als ein Prototyp dieser Theologie des Volkes eingeschätzt werden. Darum sei an dieser Stelle versucht, an seiner Person die Dimensionen dieses Denkens deutlich zu machen. Althaus – geboren 1888 – erlebte seine prägenden Jahre als Kind, Schüler, Student und Berufsanfänger noch im intakten Kaiserreich. Er entstammte einer pietistischen Pfarrersfamilie aus dem Umfeld der Hermannsburger Erweckungsbewegung mit ihrer starken Betonung von Gemeinde und Gemeinschaft. Im Sommersemester 1914 las er schon als Privatdozent an der Göttinger Theologischen Fakultät. Bei Kriegsbeginn meldete er sich dann sofort freiwillig zum Landsturm und wurde zunächst als Sanitäter in Ostpreußen und Polen eingesetzt, wo er in den Lazaretten im Umfeld der Schlacht von Tannenberg mit den Schrecken des Krieges unmittelbar konfrontiert wurde. Ab 1915 wirkte er dann als Lazarettpfarrer und später als "Garnisonspfarrer" in Kongress- oder Russisch-Polen, vor allem in der Stadt Lodz mit ihrer damals noch großen deutschen, vorwiegend lutherischen Gemeinde. In Lodz lebten etwa eine halbe Million Einwohner, davon 180 000 Juden und rund 110 000 Deutsche. Nach dem Krieg wurde Althaus Professor in Rostock (1920 – 1925) und dann in Erlangen (1925 – 1956), gestorben in Erlangen 1966. (Weitere Details und Nachweise in meiner Althaus-Biographie: G. J., Paul Althaus – Professor, Prediger und Patriot in seiner Zeit. Göttingen 2013)

Aus den Predigten des Lazarett Pfarrers lässt sich mit eindrucksvollen Zitaten darlegen, wie Althaus einerseits den Krieg zum Anlass großen Erschreckens über menschliche Sünden – Habsucht, Eitelkeit, Grausamkeit – und Not (zwei seiner jüngeren Brüder und zahlreiche Studienfreunde fielen im Krieg) nahm, zum anderen aber erkannte er ihn auch als Ort der Bewährung – sauberer tapferer Kampf und Opfermut – das galt für alle Soldaten, die deutschen, die der Bundesgenossen und die Soldaten der Feinde. Deutschland kam für Althaus, da es in den Krieg hineingezwungen sei, in der Lage, den Krieg mit besonders gutem Gewissen führen zu können. Althaus war mit dieser Vorstellung ein Kind seiner Zeit. Er war darum doppelt entsetzt, als im Versailler Vertrag die Alleinschuld Deutschlands am Ersten Weltkrieg fixiert wurde.

Seine theologische Arbeit speziell zur Kriegsproblematik in den 20er Jahren war sehr stark von diesen Erlebnissen geprägt. Althaus versuchte, sie zu verarbeiten. Das wird besonders in seinen Aufsätzen gegen religiösen Pazifismus und religiösen Sozialismus Anfang der 20er Jahre, dann in seiner immer wieder aufgelegten Schrift "Staatsgedanke und Reich Gottes" sowie seinen Artikeln über Krieg und Kampf in dem großen theologischen Lexikon: Religion in Geschichte und Gegenwart (2. Auflage 1929 ff) fassbar. Althaus entwickelte damals eine Theologie des "gerechtfertigten Krieges". Er benutzte mit Absicht nicht den Begriff "gerechter Krieg", weil er davon ausging, dass Nationen als Teile der Schöpfungsordnung immer wieder in Situationen hineinkämen, wo sie beim Vollzug ihrer Sendung und ihres Auftrages in der Geschichte in unlösliche Konflikte mit anderen Nationen kämen, die mit gleichem Recht ihren historischen Auftrag zu erfüllen suchten, so dass Lebensinteresse gegen Lebensinteresse stehe und der Krieg unvermeidlich und gleichsam ein Gebot der Geschichte werde, aber beide Parteien ihr Recht für sich hätten, für beide der Krieg gerechtfertigt sei. Althaus demonstrierte das besonders eindrucksvoll am Beispiel Deutschlands und Polens und ihrer Gegnerschaft.

In einem sehr eindrucksvollen, persönlichen Brief aus dem Jahre 1932 an seinen Züricher Kollegen Emil Brunner, der die Kriegstheologie von Althaus scharf kritisiert hatte, ließ Paul Althaus deutlich erkennen, dass er angesichts der von Brunner betonten modernen Waffenentwicklung diesem zustimme, dass man heute verstärkt gegen den Krieg schlechthin argumentieren müsse. Zugleich hielt Althaus aber daran fest, dass es in seinen Schriften darum gegangen sei, der "moralischen Ächtung 'des' Krieges überhaupt, auch der vergangenen Kriege,

durch einen christlichen Pazifismus einen Riegel vorzuschieben". Aus dem Zusammenhang lässt sich erkennen, dass Althaus hier an die Reichseinigungskriege dachte, die ihm als von Gott gewollte Kriege zur Bildung des deutschen Nationalstaates erschienen, also gleichsam das Ziel der Geschichte erfüllten, wenn man die Nationen als Teile der Schöpfungsordnung anerkannte und Nationsbildung darum die Würde des "Zu sich Kommens" der Schöpfung erhielt. Zugleich dachte Althaus an das Unrecht der moralisierenden Kriegsschuldzuweisung des Versailler Vertrages mit seinen "entmannenden" Entwaffnungsvorschriften und Deutschland knechtenden Reparationszahlungsforderungen. Theologie und Politik gerieten in ein sehr problematisches Abhängigkeitsverhältnis.

Zu Anfang des Zweiten Weltkriegs spüren wir bei Paul Althaus dieses Trauma von Versailles immer noch deutlich. Er hofft jetzt, dass Deutschland nach dem Sieg über Frankreich eine Korrektur des Versailler Vertrages durchsetze und einen echten europäischen Frieden schaffe. Er schreibt: Es gehe "um die Sühne und den völligen Abbau des frevelhaften Werkes von Versailles, das heißt aber: um einen besseren Frieden, um Entgiftung, um gesündere Ordnung der Welt. So möchten wir diese Stunde verstehen." Verletzte Gefühle und reines Wunschdenken drücken sich hier aus. Hitler hatte offensichtlich erfolgreich die Ziele seines Rasse- und Welteroberungskrieges als bloße Revision von Versailles kaschiert. Wer genau in die Althaus-Texte hineinhört, dem fällt allerdings auch auf, dass schon in den Formulierungen sich eher nur Wunschdenken ausdrückt. Die eigentliche Predigtbotschaft ist daher auch, dass Gott "noch eine ganz andere Geschichte" waltet und darauf ziele, "daß sein Reich komme". Als Ausdruck einer damals weit verbreiteten Stimmung bleiben aber die Anfangszitate beachtenswert.

Auch im Zweiten Weltkrieg war Althaus sehr unmittelbar betroffen. Im Mai 1940 fiel sein knapp 20jähriger Sohn in Frankreich. Aus einer Fülle von Soldatenbriefen – ehemaliger und aktueller Studenten – kann man den unmittelbaren Kontakt von Althaus zu seinen Studenten mit all ihren Kriegsnöten erkennen. Kriegsbegeisterung ist hier nicht zu spüren. 1943 erfährt Paul Althaus in einem seelsorgerlichen Gespräch mit einem auf Urlaub weilenden Feldwebel von den ungeheuerlichen Verbrechen an Juden und anderen Bevölkerungsgruppen in der Ukraine. Althaus ist tief erschüttert. Seiner Frau gegenüber zieht er die Konsequenz: "Dorothea, wir müssen ja darum beten, daß wir den Krieg verlieren." So berichtet es sein damals achtjähriger

Sohn, der an diesem Gespräch teilnahm. In seinen Predigten noch während des Krieges hat Althaus diese Einsichten – wenn auch verschlüsselt – immer wieder zum Ausdruck gebracht. Nach 1945 hat er dann sehr früh die deutsche Kriegsschuld und die Verbrechen gegen die Juden öffentlich bekannt.

Paul Althaus war immer lernbereit und lernte nicht aus. Das wird auch im Wandel seiner Kriegsauffassungen deutlich, die wir spätestens nach 1945 greifen können. Hatte er in den 20er Jahren noch Luthers Lehre vom "gerechten Krieg" als unzureichend kritisiert, so schrieb er 1965 in seinem Spätwerk über Luthers Ethik: Luthers "Grundgedanken bleiben gültig auch für die heutige Welt. Zu ihnen gehört 1. der Satz, daß die Christen als Politiker vor allem auf den Frieden bedacht sein müssen und daß ein Krieg nur als Notwehr verantwortet werden kann; 2. Luthers klare Erkenntnis, daß einen Krieg zu führen ganz und gar allein zum "weltlichen Regiment" gehört und eine rein weltliche Sache ist, deren Weltlichkeit nicht durch eine religiöse oder pseudoreligiöse Ideologie verfälscht werden darf: Ablehnung eines "christlichen Krieges..." 3. Luthers Warnung vor allem Pochen auf die eigene "gerechte Sache", als habe sie Anspruch auf den Sieg und gewährleiste ihn – Gottes Geschichtswalten geht über solche Moralisierung weit hinaus" (S. 147 f.).

Liest man dieses Zitat genau, dann kann man erkennen, dass sich Paul Althaus hier von seiner Kriegstheologie der 20er und frühen 30er Jahre eindeutig distanziert. Althaus war – das lässt sich an vielen Beispielen und Feldern beweisen – immer für die Bewegungen der Zeit offen, von ihnen beeindruckbar, aber zugleich immer ehrlich fragend und prüfend und vor allem immer lernbereit. Will man ihn recht verstehen, muss man das alles zusammen sehen.

Lernen, so möchte ich alle Perspektiven meiner Gedanken zum Ersten Weltkrieg zusammenfassen, ist auch unsere aktuelle Aufgabe. Es geht nicht so sehr darum, die Fehler unserer Väter zu konstatieren, sondern die Konsequenzen für unsere Zeit und für unser Handeln zu ziehen. Bei der Bestimmung, was Volk und Nation für uns heute zu bedeuten hat, hat uns die deutsche Geschichte allen Pathos genommen und die hohen Worte verdorben. Zu Recht formulierte schon 1954 die evangelische Studentengemeinde ihr Unbehagen an dem Wort vom "Heilig Vaterland", der religiösen Verklärung politisch-historischer Größen war man abhold. Das

ist gut so. Evangelische Nüchternheit kann da nie schaden. Sie entlässt uns aber keineswegs aus der Mitverantwortung für unser politisches Gemeinwesen.

Unser Deutschsein wird heute bestimmt durch die Gemeinsamkeit von Sprache und Kultur und vor allem durch die gemeinsame Geschichte. Nationen sind nicht göttlich eingerichtete, dem einzelnen vorgegebene organische oder rassische Einheiten, sondern Produkte der Geschichte. Wie zerbrechlich und von gemeinsamen Erfahrungen abhängig sie sind, das erleben wir gerade in unseren Zeiten. Die Gemeinsamkeit der Deutschen wird heute kaum als Blutsgemeinschaft – auch wenn unser Staatsbürgerschaftsrecht das immer noch suggeriert – sondern viel eher als Verantwortungsgemeinschaft und Haftungsgemeinschaft sowie offene Wertegemeinschaft aufzufassen sein. Wir Deutschen sind nach wie vor haftbar zu machen für die Folgen der Verbrechen, die in deutschem Namen verübt wurden, und haben die Folgen gemeinsam zu tragen. Vor allem aber sind es die gemeinsam zu erhaltenden und zu verwirklichenden Werte einer rechtsstaatlich-freiheitlichen und sozialen Verfassung, die unser aller Einsatz und Engagement fordern dürfen und unsere "Nation" definieren sollten.

Hier ist schließlich auch unsere evangelische Kirche gefordert, will sie die Konsequenzen aus der jüngsten Geschichte ziehen. Unmittelbar nach 1945 fehlte es nicht an Stimmen, die auch in der evangelischen Kirche die "Rechristianisierung von Staat und Gesellschaft" forderten, weil sie den Nationalsozialismus als Spitze einer großen Säkularisierungsbewegung, als Abfall von Gott deuteten. Gegen Modernisierung und Säkularisierung gelte es, die "christlich nationale Volksordnung" wieder herzustellen. Die Kraft der Kirche damals hat dazu nicht gereicht und würde heute erst recht nicht dazu reichen. Soweit darin wiederum der Versuch einer neuen Identifizierung von Staat und Religion steckte, ist das sicher gut so.

Die Kirche der Reformation hat stattdessen die Weltlichkeit der Welt und die Weltlichkeit der staatlichen Ordnung ernst zu nehmen und trotzdem diese nicht sich selbst zu überlassen, sondern öffentliche Verantwortung wahrzunehmen, insbesondere für die im Grundgesetz verankerten Grundrechte und Rechtsstaatsprinzipien. Deren Intaktheit ist die Grundlage für das öffentliche Wirken der Kirche, das lehnen die gegenteiligen Verhältnisse im Herrschaftssystem der Nationalsozialisten. Das muss die Kirche zum Hüter der politischen Freiheit und des Pluralismus, des öffentlichen Meinungsstreites und öffentlicher Kritik machen.

Die evangelische Kirche sollte sich durchaus in die Politik einmischen, aber in geeigneter Form. Rein theologisch abstrakte Postulate und dogmatische Deduktionen helfen da wenig, können vielmehr in die Irre führen, wie unsere jüngste Geschichte lehrt. In dem Instrument der kirchlichen Denkschriften, die von Sachverständigen und Theologen gemeinsam erarbeitet werden, die das gestellte Problem sowohl sachgemäß zu entfalten wie schriftgemäß zu beurteilen versuchen und beide Gesichtspunkte argumentativ zu vermitteln trachten, besitzt die Kirche der Reformation einen Neuansatz politischer Diakonie, der einen wichtigen Beitrag zu leisten vermag zur friedlichen Entwicklung in Deutschland und Europa. Die berühmte Vertriebenen-Denkschrift, die einen politisch zentral wichtigen Beitrag zur Politik des friedlichen Ausgleichs nach Osten leistete, ist dafür ein gutes Beispiel, auch oder gerade weil sie innerkirchlich und in der politischen Öffentlichkeit heftig umstritten war, da sie ein Tabu-besetztes Thema aufzuarbeiten versuchte. Doch mit Konflikten leben zu lernen ist eine gute protestantische Position, an die wir uns immer wieder erinnern sollten.